

20 Jahre nach dem Orkan „Lothar“ – was davon bleibt

WOLF HOCKENJOS

Größere Waldkatastrophen gaben jeweils die äußere Veranlassung, einige Zeit über die wünschbaren Heil- und Abwehrmittel zu reden und zu schreiben. Aber meist windet und dreht man sich dabei wie eine Katze um den heißen Brei. (Ammon, W.: Das Plenterprinzip in der Waldwirtschaft. Bern, 1937)

Der Orkan mit dem so arglos klingenden Namen „Lothar“ vom zweiten Weihnachtsfeiertag des Jahres 1999 ragt noch immer heraus aus der Vielzahl von Extremereignissen, von denen der mitteleuropäische Wald bis dato heimgesucht worden ist: 200 Millionen Festmeter Holz lagen nach diesem waldwirtschaftlichen „Super-GAU“ auf dem Boden, 30 Millionen allein in Baden-Württemberg, wobei der mittlere und der nördliche Schwarzwald am stärksten betroffen waren. Die meteorologischen Stationen verzeichneten die höchsten bei uns je registrierten Windgeschwindigkeiten: Auf dem Feldberg versagte das Messgerät bei 212 km/h, auf dem Hohentwiel wurden gar 272 km/h gemessen. Lothars Spitzenböen schien buchstäblich gar nichts mehr standhalten zu können, keine Baumart und keine Waldstruktur. Weshalb sich in der Waldwirtschaft auch Resignation breit machte, anders als noch nach „Wiebke“ und „Vivian“, den vermeintlichen Jahrhundertstürmen ein knappes Jahrzehnt zuvor; von denen waren vorwiegend standortwidrige Fichtenbestände geworfen worden mit insgesamt immerhin auch bereits 70 Millionen Festmetern Sturmholz, mehr als alle bis dahin verbuchten Sturmholzmassen zusammen genommen, wie forstliche Statistiker errechnet hatten. Damals, im Jahr 1990, fand in Deutschland bekanntlich nicht nur die politische Wende statt, sondern auch ein waldbaulicher Paradigmenwechsel, der nach dem Fiasko mit der allzu labilen Fichte eine neue Hinwendung zu sturmfesten Baumarten und Waldstrukturen brachte, hin zum Konzept des naturnahen Waldbaus – zur Waldwende.

Doch nun, nach „Lothar“, schien sich im forstlichen Schrifttum eher eine erneute Kehrtwende abzuzeichnen: „Short rotation“, die drastische Verkürzung der Umtriebszeiten, um damit die Hebel zu verkürzen, an denen die künftigen, womöglich noch verheerenderen Stürme ansetzen würden. Um die „wünschbaren Heil- und Abwehrmittel“ (so auch um das „Plenterprinzip“ des Walter Ammon s. o.) war es still geworden angesichts der brutalen Gewalt, ausgelöst womöglich durch den menschengemachten Klimawandel in der Treibhausküche des Nordatlantiks. Zwar verursachte im Februar 2007 der Orkan „Kyrill“ abermals 59 Millionen Festmeter Sturmholz, dennoch sollten alsbald andere Waldschäden wieder die Schlagzeilen liefern: die Auswirkungen von Hitze und Trockenheit, erst jene des Jahrhundertssommers 2003 (der in den badischen Weinbaugebieten noch als Jahrhundertjahrgang gefeiert wurde), schließlich jedoch die Hitzesommer 2018, 2019 und 2020 denen die Medien sogar ein neues Waldsterben angelastet haben. Ob da vom Lothar-Schock der Jahrtausendwende noch recht viel hängen

geblieben ist? Wie intakt erweist sich das Langzeitgedächtnis der damals Betroffenen aus der Forst- und Holzbranche? Welche Lehren hat man aus der Katastrophe gezogen? Oder wie viel wurde zwischenzeitlich verdrängt und überlagert von den TV-Bildern der noch spektakulären Vernichtungsgewalt karibischer Tornados? Vor allem aber: Wie sieht es auf den Lotharflächen heute aus?

Damals war das Entsetzen groß, nicht nur unter den Augenzeugen und unmittelbar Betroffenen, selbst bei den Bewohnern der walddferneren Rheinebene, für die sich die vertraute Kulisse der Schwarzwaldberge auf einen Schlag verändert hatte. Dass unmittelbar nach dem Orkan nicht mehr als 18 Todesopfer zu beklagen waren, dürfte vornehmlich dem Umstand zu verdanken gewesen sein, dass die Spitzenböen zur besten Mittagessenszeit über den Schwarzwald hinweg brausten, während der dichtauf folgende Orkan „Martin“ – zum Glück für die Schwarzwälder, unglückseligerweise für die Wälder des Massif Central – abrupt nach Süden abgedreht und sich im Midi vollends ausgetobt hatte.

Im Bereich der baden-württembergischen Landesforstverwaltung glaubte man bereits nach „Wiebke“ samt deren Vorläuferinnen, die Lektion in den Pflichtfächern Sturmholzaufarbeitung und Vermarktung hinreichend gelernt zu haben: Bereits im Juli 2000 war mit 7 Millionen Festmetern schon die doppelte Menge von anno 1990 – vornehmlich aus dem besonders notleidenden Privatwald stammend – vermarktet, die dreifache Menge zur Konservierung auf Beregnungsplätzen eingelagert worden. Trotzdem war es bis zum Herbst zu 3633 Unfällen gekommen – zwanzig (!) Waldarbeiter waren, überwiegend auf den Sturmholzflächen des Privatwalds, zu Tode gekommen.

Für den Waldbau im Staatswald galt nach wie vor der Stuttgarter Ministerialerlass „Walderneuerung auf Sturmwurfflächen“ vom 31.7.1990, wonach die Wiederaufforstung nicht überstürzt werden sollte. Stattdessen waren die Selbstheilungskräfte des Waldes zu nutzen, wobei der neue Wald vom Schutz und der Nährstoffpumpe der Pionierwaldgesellschaften profitieren sollte. Wohingegen in den großen Privatforstbetrieben eher die Wiederaufforstung im Hauruck-Verfahren propagiert wurde, die integrierte, vollmechanisierte Sturmholzaufarbeitung, Flächenräumung und Pflanzung „just in time“ – dies auch der günstigeren psychologischen Auswirkungen auf alle Beteiligten wegen¹. Andernorts schlug die Geburtsstunde der Polypropylen-Wuchshüllen: Allein im Stadtwald von Baden-Baden wurden auf 2.000 ha Kahlfläche 350.000 dieser aus England bezogenen Kunststoffköcher ausgebracht, mit denen die durch Wildverbiss besonders gefährdeten Laubbäume geschützt und zu rascherem Jugendwachstum angeregt werden sollten.

Einer der baden-württembergischen Schadensschwerpunkte war der ehemalige Forstbezirk Gengenbach mit seinen ca. 700.000 Fm Schadh Holz auf 2.000 ha Sturmfläche, mitten drin der 871 m hohe, vormals dicht bewaldete Mooskopf, Hausberg der Offenburger und Oberkircher Wanderfreunde. Auf ihm hatte anno 1890 die Oberkircher Ortsgruppe des Schwarzwaldvereins den sandsteinernen Moosturm errichtet, der mit seinen 21 Metern Höhe freilich kaum mehr aus den Fichten- und Tannenkronen herausgeragt hatte. Nun stand er plötzlich wie ein ausgestreckter Mittelfinger auf der kahlen Buntsandsteinkuppe. Es bot sich damals an, von hier oben aus das weitere Geschehen zu dokumentieren.² Ein Foto vom Frühjahr 2000 zeigt ers-

¹ Elbs, A. (2000): Erfahrungen zur Aufforstung von Orkanflächen. AFZ-DerWald Nr. 16: 831 f.

te Aufarbeitungserfolge unterhalb des Turms, auf der Wegspinne am Sattel wartet ein Forwarder auf den Abtransport weiterer Sturmholzmassen, und auch etliche „Katastrophentouristen“ sind per Mountainbike bereits unterwegs, um die so brutal veränderte Welt rund um den Berg in Augenschein zu nehmen. Gegenüber, am Siedigkopf, liegt das Holz noch dicht auf dicht, wie es umgeblasen worden war. Der Bildvordergrund ist bereits weitgehend abgeräumt, und es zeigt sich bereits die erste Schlagflora, sehr vereinzelt haben auch junge Fichten und Tannen die Räumung überlebt. Insgesamt nur ein Drittel der Lotharflächen sei im Bereich der Freiburger Forstdirektion rekultiviert worden, der Rest sei der natürlichen Sukzession überlassen worden, so las es sich in den vielerlei Rückblicken zum Jahresabschluss 2009 aus Anlass der zehnjährigen Wiederkehr des Schreckenstags. Wie lange würde es dauern, bis am Mooskopf wieder neuer Wald herangewachsen ist, und aus welchen Baumarten würde er sich überall dort zusammensetzen, wo die Wiederaufforstung unterlassen wurde?



Blick vom Mooskopf im Jahr 2000 ...



... im Jahr 2010 ...

Auf dem im Frühsommer 2010 wiederholten Foto vom Turm herab zeigt sich die Szenerie bereits im Zustand fortgeschrittener Sukzession mit Birken und blühenden Ebereschen, dazwischen aber auch noch mit viel braunem Waldboden (oder doch mit winterlich brauner Adlerfarn-Matratze) sowie auch schon mit allerlei Nadelgehölz aus natürlichem Anflug von vor der Katastrophe. Am gegenüberliegenden Siedigkopf war 2003 – nach Räumung des Sturmholzes – ein Bannwald ausgewiesen worden. In ihm überwog nach zehn Jahren noch immer



... und im Jahr 2019. Alle Fotos: © W. Hockenjos.

² Hockenjos, W. (2009): Zehn Jahre nach dem Orkan „Lothar“: Folgerungen für die Waldwirtschaft. AFZ-DerWald Nr. 18: 978 ff.

die Farbe Braun. Erstaunlicherweise haben sich jedoch auch schon etliche Douglasien eingefunden. Doch wie sähe es dort aus, wenn das Sturmholz auf der Fläche belassen worden wäre? Auf der südlichen Stirnseite des Glatzkopfs hatte der einheimische Künstler Norbert Feger aus drei vom Forstamt gestifteten mächtigen Weißtannenstämmen sein Lothardenkmal errichtet, für Wald- und Landschaftsfreunde fortan eine beliebte Pilgerstätte bei prächtigem Rundblick, unterdessen ein touristischer Anziehungspunkt. Ohnehin hatten etliche Bürgermeister und Kurdirektoren von mit Wald überreich gesegneten Gemeinden nach „Lothar“ hörbar aufgeatmet, denn mit seinen Schneisen hatte er doch endlich für freien Ausblick gesorgt. Oben am Schliffkopf an der Schwarzwaldhochstraße wurde die Erinnerung mit einem Lotharpfad wach gehalten, am Plättig mit einem Wildnis-Erlebnispfad, beide erfreuen sich derweil eines überaus regen Besucherverkehrs über die allmählich vermorschenden Stämme und Wurzelsteller hinweg. Unweit des Mooskopfs erinnert freilich ein sandsteinernes Denkmal an den tödlich verunglückten Waldarbeiter Roman Kwiatkowski, Vater von fünf Kindern, der zusammen mit einem polnischen Forstunternehmer aus der Offenburger Partnerstadt Olstzyn (Allenstein) zur Sturmholzaufarbeitung im Einsatz war.

Ende Dezember 2019 hat der Chronist erneut den Moosturm bestiegen, um die Fortschritte der Wiederbewaldung ein weiteres Mal zu dokumentieren. Und siehe da: nun steht der Turm tatsächlich wieder im Wald! Lediglich westwärts, gegen die Rheinebene hinab, auf stark verhängertem und blocküberlagertem Standort tut sich die Sukzession im Filz der Beerstrauchdecke einstweilen noch schwer; hier blieb es bei einzelnen Birken. Nach Süden hin überwiegen indessen die Nadelbäume, vorwiegend Fichten, vereinzelt Tannen und Douglasien. Nichts davon sei gepflanzt worden, versichert der damalige, inzwischen längst im Ruhestand befindliche Forstamtsleiter, schon gar nicht im Bannwald um den Siedigkopf. Auch dort sind die Fichten im Vormarsch, dazwischen finden sich seltsam verstrubbelte, teils auch bereits von Schneebruch gezeichnete Douglasien, deren Höhenwachstum dem der Fichtenkonkurrenz kaum überlegen zu sein scheint.

Gewinnerin auf den Lotharflächen, ob diese der natürlichen Sukzession überlassen oder bepflanzt worden sind, ist allemal die Fichte, wie der Rundblick vom Moosturm herab zeigt. Nord- und ostwärts fällt der Blick vermehrt auf bereits geastete Douglasien. Ist sie, die Ausländerin, der Schwarzwälder „Brotbaum“ der Zukunft? Wie stellte sich die junge Waldgeneration heute wohl dar, darf gefragt werden, wenn die Altbestände zum Zeitpunkt der Katastrophe bereits mit Naturverjüngungsvorräten aus Tannen und Buchen unterfüttert gewesen wären? Wie viel davon hätte unterm Sturmholz überlebt? Fragen über Fragen. So aber ist es bei vereinzelt eingesprengten Überlebenden der Bergmischwaldgesellschaft geblieben. Und es wird wieder eine ganze Generation dauern, bis diese für Nachwuchs gesorgt haben könnten – immer vorausgesetzt, die Balance zwischen Wald und Wild wird gelungen sein. Wo doch die sturm- und käfergefährdete Fichte sich aufgrund des Klimawandels disqualifiziert haben dürfte. Oder muss am Ende Walter Ammon wieder beigepflichtet werden, wonach sich die für den Wald Verantwortlichen weiterhin wie die Katze um den heißen Brei winden und drehen? Bleibt es weiter bei den Defiziten an Artenreichtum – an vorausschauender naturnaher Waldwirtschaft?

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen des Badischen Landesvereins für Naturkunde und Naturschutz e.V. Freiburg i. Br.](#)

Jahr/Year: 2021

Band/Volume: [NF_23](#)

Autor(en)/Author(s): Hockenjos Wolf

Artikel/Article: [20 Jahre nach dem Orkan „Lothar“ – was davon bleibt 204-207](#)